



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 156.

Freitag, 8. Juli

1927.

(A. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elisabeth Dill.

„Nun wollen wir nicht mehr darüber sprechen“, sagte sie und goß den Tee ein. „Alle Hoffnungen hat man auf dieses Stück gesetzt und nun... ist's vorbei... Ich werde immer hier bleiben müssen, immer abseits vom Leben stehen... Aber woher wissen Sie so sicher, daß...“

„Daß die Steine unecht sind?“ lächelte er... „Meine gnädige Frau, mir gehen so viele Kostbarkeiten durch die Hände, wir Kenner haben für die Echtheit der Steine ganz untrügliche Zeichen. Die Dose ist sehr hübsch gearbeitet, vielleicht findet sich ein Liebhaber dafür, ein paar hundert Mark gibt er vielleicht dafür —“ Sie wagte nichts mehr hinzuzufügen, sie war wie erschlagen.

„Wenn ich Ihnen wenigstens mit Ihren Papieren einen guten Rat geben könnte“, fuhr er fort. „Es würde mir eine Entschädigung sein für den Schmerz, den ich Ihnen bereiten mußte.“

Eine vage Hoffnung fladerte in ihr auf. „Ich hole den Schlüssel zum Safe“, sagte sie.

Sie ging in das Schlafzimmer und fand den Schlüssel, nahm den Kupferstich ab, stellte ihn gegen die Wand, schloß die kleine viereckige Tür auf, nahm die Mappen heraus und reichte sie Bräka.

Dieser öffnete die Mappen, setzte sein Einglas ein und ließ die starken fettigen Papiere durch seine großen Hände gleiten... „Das ist allerdings viel... ich meine, viel, um — es so unsicher einzuschließen, gnädige Frau —“

„Wieso, unsicher? Es ist ein feuerfestes Safe.“

„Gewiß, aber Sie sagen mir, Sie haben in diesem Haus sicher schon mehrere Diensthofen gehabt und entlassen? Sind Sie so sicher, daß diese beim Regen nichts von dem Schrank gemerkt haben?“

Sie schwieg... Sie dachte nach... Ich war sorglos genug, das Bild oft selbst abzuheben, dachte sie... Fjodor warnte immer. „Lasse nie einen Menschen heran.“ Aber, wie konnte sie das?... Die Wohnung war doch manchmal stundenlang leer, und dann konnte alles Mögliche geschehen.

Die letzte Köchin hatte sie bestohlen, hatte einen Bräutigam, der Schlosser war. Es war schon die dritte Köchin in diesem Haus... Nein, das ging nicht länger; morgen kam alles auf eine Bank.

Bräka sonderte die blauen Aktien von den gelben holländischen Kolonialpapieren. „Ja, das rate ich Ihnen auch, gnädige Frau...“

Sie beobachtete ihn. „Weshalb schütteln Sie den Kopf?“

„Wie lange besitzen Sie diese Staatspapiere?“ fragte er.

„Wie lange? Ich weiß nicht mehr. Ich bekam sie als Mitgift. Mein Vater hatte damals nicht viel bares Geld. Er sagte, wir sollten sie, wenn es Zeit sei, verkaufen.“

„Und weshalb haben Sie das nicht getan?“

„Weshalb? Aber ist es denn schon Zeit dazu?“

„Es war Zeit... vor vier Jahren... damals waren diese Papiere das Zehnfache wert. Sie stellten vor vier Jahren ein großes Vermögen dar. Ihr Vater tat sehr recht daran, Ihnen anzupfehlen, sie zu ver-

kaufen... aber Sie haben sie einfach in diesen Schrank gelegt und sie wahrscheinlich dort vergessen —“

„Um Gottes willen... und was sind sie denn heute noch wert, was glauben Sie?“ Die Angst zitterte durch ihre Stimme. „Auf diese Papiere haben wir alle Hoffnungen gesetzt! Und die holländischen? Was sind sie heute wert? Sie sollten einmal sehr steigen, sagte man uns... wenn sich die Verhältnisse drüben in den holländischen Kolonien gebessert hätten...“

„Wer hat Ihnen das gesagt, gnädige Frau?“

„Ein Bankier... der Bankier meines Mannes...“

„Der Mann ist ein Schuft!“

„Weil er... uns daran gehindert hat, die Papiere zu verkaufen?“

„Ja... Ich kann nicht genau sagen, was man Ihnen heute noch dafür geben wird... Und hier würde ich sie überhaupt nicht verkaufen?“

„Aber wo sonst?“

„In Holland natürlich, an der Börse in Amsterdam. Und je schneller, desto besser. Man kann sie natürlich auch hier verkaufen, aber hier bekommen Sie höchstens die Hälfte dafür... Und bis sie verkauft sind... können Wochen vergehen — Sie werden hier nicht gehandelt, der Bankier schickt sie erst nach drüben... Und dann die Provision, die er nimmt... Und wer sagt Ihnen, daß er sie zu dem Kurse verkauft, den er Ihnen nachher berechnet?“

„Kommt das vor?“

„Ja, das kommt vor.“

„Ich verstehe nichts von diesen Dingen“, sagte sie.

„Und mein Mann noch weniger. Sie haben recht, es ist ein unsicherer Besitz... Leute wie wir dürfen nicht alles auf eine Karte setzen. Wir dürfen nicht spielen...“

Er wiegte den schwarzen geschüttelten Kopf. „Man mußte sie rasch an die Börse bringen. Gestern waren die Kurse fest... Morgen ist keine Börse, aber übermorgen.“

„Ich verstehe so wenig von Börse...“

„Das glaube ich. Aber ich um so mehr. Ich bin dort zu Hause. Ich würde Ihnen gern helfen, aber Sie können leider nicht... über die Papiere verfügen...“

„Doch, wir haben Gütergemeinschaft.“

„Das ist etwas anderes... Dann mache ich Ihnen einen Vorschlag, gnädige Frau. Es ist zwar ein großes Vertrauen, das Sie in mich setzen, aber... ich denke, meine Freundin Bianca und Mister Jo sind bessere Garantien, als wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe —“

„Ich vertraue Bianca. Und Ihnen...“

„Ich will jedenfalls für Sie tun, was ich in Ihrem Interesse tun kann. Ich habe Mitgefühl mit jeder Frau, die sich in einer Lage befindet, der sie nicht gewachsen ist und die sie — nicht verdient. Sie haben Sorgen, ich bestreite Sie davon...“

„Aber, was werden Sie mit dem Bündel Papiere anfangen?“

„Mit den Aktien gehe ich übermorgen früh in Amsterdam auf die Börse, verkaufe sie dort bestens und schicke Ihnen dann das Geld...“

Der Atem stockte ihr . . . Sie würde Geld bekommen . . . Viel . . . „Was sind sie wert?“ „Das kann ich im Augenblick nicht sagen. Vielleicht vierzigtausend Mark.“

„Vierzigtausend Mark“, wiederholte sie langsam . . . Sie begriff es nicht.

„Aber es ist die höchste Zeit . . .“ Sie stand vor diesem Goldregen, der sich über ihr Dach ergießen würde, sprachlos und erschüttert. „Sie wollen das für mich tun?“ stammelte sie. „Und wie soll ich Ihnen das danken, Herr Bräka?“

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, es ist eine kleine Gefälligkeit. Es nimmt mir nicht einmal Zeit. Ich habe sowieso an der Börse zu tun.“

Ihre hoffnungslose Miene hellte sich auf . . . Es war soviel, daß sie es nicht begriff . . . Für diese dummen Papiere, die jahrelang in dem Safe gelegen hatten, würde ihnen ein Mensch ein solches Vermögen geben?! „Das glauben Sie? Glauben Sie das wirklich, Herr Bräka?“

„Ja, das glaube ich . . .“

„Und die anderen, die Staatspapiere?“ sagte sie.

„Damit lassen Sie sich die Wände tapezieren, gnädige Frau . . .“

Plötzlich wendete sie sich um . . . Da fuhr eben ein Auto vor . . . Und sie eilte an das Fenster . . .

Aber sie sah nichts, es mußte schon um die Ecke geglitten sein . . . Und sie ließ den Vorhang wieder fallen.

Bräka packte die Papiere in seine Aktenuddappe. Aber sie gingen in die enge Mappe nicht hinein. Es war, als sträubten sie sich. Mit einem Faustschlag bändigten seine großen Hände die Papiere. Endlich fügten sie sich, und er schloß die geschwollene Mappe zu.

Marga empfand Herzklopfen dabei . . . Was würde Fedor zu allem sagen? Sicher sah er heute die leere Stelle nicht, tröstete sie sich, in das Safe warf er das ganze Jahr kaum einen Blick . . . Sie schloß es wieder zu. Die Schlüssel ließ sie in ihre Tasche gleiten . . .

In diesem Augenblick hörte man, wie unten eine Türe aufgeschlossen wurde. Bräka stand im Zimmer, die Mappe unterm Arm . . .

„Es kommt jemand ins Haus“, sagte er . . .

Marga flog auf das Fenster zu . . .

Die Haustüre wurde in der Tat eben geschlossen . . . Sie wandte sich totbleich um . . . „Das ist . . . mein Mann . . . Es ist alles verloren, wenn er Sie hier findet! Rasch . . . hier her . . . verbergen Sie sich in dem Salon, er ist zwar kalt, das tut nichts, hier.“

Sie stieß die Tür auf, kein Licht!

„Hier ist . . . der Hausschlüssel . . . Er wird müde sein, gleich zu Bett gehen, bleiben Sie ruhig und regen Sie sich nicht . . . bis alles still bleibt. Dann entfernen Sie sich leise durch dieses Zimmer . . . Den Schlüssel legen Sie draußen in den Efeu im Garten . . .“

„Gnädige Frau“, warf Bräka ein, „welche Rolle weisen Sie mir zu!“

Sie stand bebend vor Angst an der Tür.

„So gehen Sie doch! Wenn er Sie hier fände! Nie gibt er die Sachen her! Da raffelt schon sein Schlüssel in der Tür . . . Das kenne ich . . . Es ist sein Schritt . . .“

Sie schob Bräka in den dunklen Salon, drehte die Lampe aus, lief in ihr Schlafzimmer und warf sich auf das Bett, dessen Decke sie rasch über sich zog. Sie fühlte ihr Blut in den Adern klopfen, hämmern, schlug die Angst in ihr . . .

Bilder, Gesichter, Autos, Straßen tauchten im Nebel vor ihren geschlossenen Augen auf . . . Sie hörte, wie nebenan die Tür geöffnet wurde, und Fedors Stimme fragte: „Weshalb ist es denn hier so plötzlich dunkel?“

Das Licht einer Taschenlampe glitt tastend durch das dunkle Zimmer. Fedor sah sich beunruhigt in dem Zimmer um. Es war leer . . . Am Ofen stand der Teetisch mit zwei Tassen . . . Er sog die Luft ein . . . den Duft nach Tee und Zigaretten, ein starkes Parfüm, Biancas Spuren. Er öffnete ihre Schlafzimmertür und rief in das dunkle Zimmer: „Marga!“

Sie wagte nicht zu antworten.

(Fortsetzung folgt.)

Vom vierbeinigen und zweibeinigen Löwen.

Afrikanische Skizzen von Carl Winter

Es gibt sehr viele Menschen, die von Benedig enttäuscht sind, denen der Golf von Neapel nichts sagt, und die Karten spielen, wenn der Dampfer in Lissabon Anker wirft. Aber ich glaube nicht, daß es einen geistig gesunden Menschen gibt, der, wenn er im tropischen Afrika zum ersten Male einen Löwen brüllen hört, unempfindlich bleibt, von jedem evtl. Angstgefühl natürlich abgesehen. Wir modernen Großstadtmenschen, die wir an den Lärm der Straße gewöhnt sind, die wir nicht einmal oft Gelegenheit haben, auf die Laute in der unberührten Natur zu lauschen, können uns keinen Begriff machen, wieviel uns das Leben an starken Eindrücken verliert. Ist doch schon der Brüllschrei des Hirsches im herbstlichen Wald etwas gewaltiges, aber den Löwen brüllen zu hören in der freien abendlichen oder gar nächtlichen Steppe, das ruft Empfindungen in uns wach, die nicht vergessen werden können. Es ist ein Zauber, der uns nicht wieder losläßt.

Ich war drei Monate in Afrika, als ich es zum ersten Male hören sollte, und zwar auf einem Bummel in der Abenddämmerung in der Nähe von K. Es war jene eigentümliche Stimmung in der Natur wie sie oft in den Tropen der völligen Dunkelheit vorangeht. Die Grillen hatten ihr lautes Konzert eingestellt. Durch die Dächer der Hütten stieg blauer Rauch auf. Die Berge lagen in wunderbar zartem Dunst. Das Rauschen des Flusses klang gedämpft und die weite Steppe atmete erleichtert nach der Hitze des Tages. Ein Hauch lag über allem, der alles Wirkliche unwirklich und alles Unwirkliche wirklich ließ.

Da — weit draußen in der Steppe ein dumpfer Brüll laut, der sich mehrmals wiederholte. Ich als Greenhorn mußte noch nicht, was es war, und doch zwang es mich, stehen zu bleiben und zu lauschen. Es war, als sei plötzlich alles erstarrt und lauschte mit, als hätte eine Stimme gesprochen, die allem Schweigen gebietet. Da — wieder dieselben Töne und wiederum tiefes Schweigen! Mein Herz klopfte und langsam zog ich mich in die Nähe der sicheren Boma zurück, meinen Stod etwas fester fassend. Ein Boy kam mir entgegen und sagte: Simbwa! (Löwe). Er sagte es sicherlich ganz gleichgültig und doch machte es großen Eindruck auf mich, denn es war ja mein erster Simbwa, den ich hörte.

Ich schlief wenig in dieser Nacht, denn noch oft ließ er sich hören, aber immer nur die kurzen abgebrochenen Laute nicht das langgezogene Gebrüll, das wohl jeder vom Zoo her kennt und immer weit weg, aber schön, unsagbar schön, doppelt schön, weil ich ja in einer sicheren Boma saß.

Ich muß lachen, wenn ich jetzt daran denke, jetzt, da ich Afrika kenne und liebe. Wie lächerlich benimmt man sich doch, wenn man Neuling ist. Ich schloß die Türe ab!

Wie oft habe ich später unter einem Baum geschlafen, ohne Boma, ohne Tür, aber mit Löwengebrüll und nicht weit weg in der Steppe, sondern manchmal unheimlich nah. Und es waren doch meine schönsten Nächte in Afrika! Am Ruffdii war's, da brüllten sie fast jede Nacht, acht auf einmal, ein unvergleichliches Konzert! Wenns möglich gewesen wäre, hätte ich meinen Boy Assani mit nach Deutschland genommen, nur damit er mich ab und zu nachts in den Schlaf brüllt, denn das konnte der Junge besser als der Löwe selber. Dieses sein einziges größeres Talent habe ich oft ausgenüßt und manches spassige Erlebnis ist damit verknüpft. Das vielleicht drolligste will ich hier erzählen.

In Matomondo im Ugurugebirge zum Beispiel hatte ich mir am Rande des Urwaldes eine Grashütte bauen lassen, und wenn am Abend die zwölf Träger im Walde um ihr Feuer herumsaßen, dann mußte mein Assani Löwe spielen, und die Träger krochen näher ans Feuer: Simbwa anasia! (der Löwe brüllt), und trotzdem ich wußte, daß nur Assani brüllte, war es doch schön, weil es so in den nächtlichen Urwald paßte und ich Wassereimer und Lampenzylinder nicht sah, die er dazu brauchte und die Träger so fein reagierten. Einmal brüllte er mir aber doch zu lange, und ich rief in die Dunkelheit: Jetzt Schluss! Da stellte es sich heraus, daß er es gar nicht war, sondern ein richtiger vierbeiniger Löwe. Und ich wollte schon sagen: Du hast sonst viel besser gebrüllt! Die Träger hatten es wohl auch spitz gekriegt, denn bisher hatten sich die Löwen immer nur in Assanis Abwesenheit hören lassen.

Ich glaube, es gibt manchen Europäer, der auf diese Art meinte, den König der Tiere zu hören. Einen weiß ich gewiß, und das war ein guter Bekannter von mir aus Leipzig. Nennen mir ihn Major mit ei

Also Herr Meier aus Leipzig, ein Herr von der Marine und ich sitzen beim Abendbrot im Speiseszimmer des A-Depots bei D. Das Zimmer lag im ersten Stod. Wir sprachen natürlich von der Jagd. Meier war ein großer Tierfreund und schoß, auch wenn er den Braten sehr notwendig brauchte, alles vorbei. Er behauptete, es läge neben seinem guten Herzen auch an seinem Gewehr. Also wir sprachen unter anderem auch vom Löwen. Die unerhörtesten Abenteuer wurden erzählt: „Ich lege an, der Löwe bricht schon vor dem Schuß zusammen, weil er fühlt, die Kugel trifft. Ein vollkommener Nervenzusammenbruch!“ Meier staunt Baufloße! Ja! Das war so eine der glaubwürdigsten Geschichten. Meier gesteht uns errötend, daß er noch nicht mal einen Löwen habe brüllen hören. Nun staunen wir! — Ich dachte: da muß Affani helfen. Und Affani half!

Nachdem die nötigen technischen Vorbereitungen getroffen waren und wir oben für eine genügend geistige Vorbereitung gesorgt hatten, brüllte der Löwe der sich natürlich schon tagelang in der Gegend herumgetrieben hatte. Wir Drei wurden zu Stein, am steinsten Meier, der auch noch die Farbe des Steins angenommen hatte, was wir zwei anderen nicht fertig gebracht hatten.

Es trat die bekannte Stille ein. — Da brüllte es wieder, Meier stürzte mit wankenden Knien ans Fenster. Ich reiße ihn mit einem: „Um Gottes Willen!“ zurück. Er sinkt in einen Stuhl, als wenn er eben dem Tode entronnen wäre. Er sah den Löwen schon durchs Fenster fliegen.

Der Herr von der Marine mußte das Zimmer verlassen, er war blaurot. Ich kann auch fast nicht mehr, aber Meier ist viel zu viel mit sich beschäftigt, um unsere inneren Kämpfe zu sehen, zumal der Löwe zum dritten Male brüllt, fürchterlicher denn je. Mir klang es zu sehr nach Eimer, aber Meier hätte in diesem Augenblick auch Ziegenmedern für Löwengebrüll gehalten, so aufgeregt war er. Inzwischen kam auch mein anderer Gast wieder, der dem König der Tiere fürs erste das Brüllen verboten hatte, da er sich sonst nicht mehr hätte beherrschen können.

Nachdem wieder eine Viertelstunde in aufgeregtem Gespräch vergangen war, ließ ich mich nicht mehr halten: Ich wollte den Löwen zur Strecke bringen! Mir wurde klar gemacht welche entsetzliche Folgen dieses Wagnis leicht haben könnte. Ich blieb aber fest; Meier drückte mir die Hand. Er bewunderte mich! Der andere Herr aber wollte mich begleiten. Er hatte mit mir zu Abend gegessen, er wollte mit mir sterben, wenn das Schicksal es so wollte! Nach einem schweren inneren Kampfe entschloß sich auch Meier, uns zu folgen.

Also ich mit einem alten 71er in der Hand wie Old Shatterhand voran. Meier natürlich ohne Gewehr. Das wäre zu gefährlich gewesen! Wir schlichen die Treppe hinunter, Meier zitternd als Letzter. So geht's einmal ums Haus herum. Dann kurzer Kriegsruhe, ich sage zu Meier: „Wenn der Schuß raus ist, laufen Sie sofort in die Treppe hinauf, falls ich nicht tödlich treffe und wir angenommen werden.“ Und siehe da: Meier war schon oben! worauf wir zwei Eingeweihten schnell um die Hausecke verschwanden und uns auslachten. Wenn ich durch den Schuß nicht Daresalam alarmiert hätte, dann hätte ich sicher mal losgeknallt und alles wäre ungeheuer dramatisch geworden. So kamen wir vor Lachen schwitzend wieder oben an. Meier hielt es für Angstschweiß.

Inzwischen wurde es spät, aber Meier wagte sich nicht aus dem Haus. Da befahl ich dem Boy, er solle laut brüllend (diesmal ohne Eimer) hinter dem Tennisplatz, der direkt hinter dem Hause lag, nach Norden zu laufen. Meiers Weg führte nach Süden. So kam der Löwe aus Meiers Schutzlinie und dieser sollte den Mut zur Heimkehr finden. Affani fand es aber bequemer, lautbrüllend über den hell vom Vollmond beschienenen Platz zu laufen. Meier stand am Fenster und sah das. Ich dachte, nun ist alles vorbei. Weit gefehlt! Meier hielt in der Aufregung den Boy für den Löwen und konnte nicht verstehen, daß wir ihn nicht gesehen hatten. Jedenfalls war an eine Heimkehr zu Fuß nicht mehr zu denken. Wir wollten den Löwen erst noch ein Eimer weglassen und dann zum Boot gehen, wohin ein schmaler Weg ziemlich steil bergab an einem kleinen Bananenwäldchen vorbei führte, und hier war Meier noch ein Abschiedsschreck zugebracht.

Ich hatte zwei Astari (auch gute Brüller) in das Wäldchen postiert. Die sollten, wenn Meier im Boot saß, ihre Stimmen ertönen lassen. Sie konnten es aber nicht erwarten und brüllten zu früh. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Mensch in Meiers Alter so schnell bergauf laufen kann. Von der bekannten Schredslärmung keine Spur. Im Gegenteil! Hier ist sicher ein neuer Weltrekord aufgestellt worden, auch im Schreien, denn wir hatten kurz vorher davon gesprochen, daß man durch Schreien und heftige Gestikulationen den Löwen erschrecken muß, um ihn vom Anzirkeln abzuhalten. Galation schreien und gestikuliert

wurde von uns Dreien heftig, aber Meier leistete doch das meiste und kam als Sieger oben an, und keine zehn Pferde hätten ihn ohne hellen Sonnenschein wieder da runter gebracht.

Als ich ihm nach Jahren erzählte, was wir mit ihm angestellt hatten, lachte er mich aus und sagte: „Sie wollen mich wohl veräbbeln?“

Klöße . . .

Von Hans Bagehorn.

Brassend schlägt der Regen gegen die Fenster. Unaufhörlich weinen die Scheiben, während der Wasserstrahl der überflutenden Dachrinne bereits ein großes Loch in den Boden gefressen hat. . . Ein oder Regentag, der die große Bauernstuben mit ihren winzigen Fenstern noch mehr verdunkelt. Die junge, hübsche Frau mit den dunklen Augen stellt gerade das Abendessen auf den Tisch. Eine große Schüssel mit Klößen, eine zweite mit Fleisch.

„Ein Hundewetter, nur gut, daß das Gras noch steht“, knurrt der Bauer, ein älterer Mann und versucht vergeblich durch die blinden Scheiben zu sehen.

Nicht mal zur Stadt in den Wanderzirkus kann man bei diesem Wetter fahren“, denkt seine noch lebenslustige Frau, die sich als Städterin das Leben auf dem entlegenen Gehöft doch nicht so einsam vorgestellt hatte.

Draußen tappt einer über das glitschige Kopfplaster und klopft an das Haustor, während der Hofhund wütend kläfft. Ein junger, schlanker Mann, pudelnah, tritt grübelnd durch die Tür, die der Bauer öffnet. Es ist ein Fremder aus der Stadt, der ein schüßendes Dach und Unterkunft zur Nacht sucht und im übrigen einen Bärenhunger habe, wie er lachend zur Bäuerin bemerkt.

„Das trifft sich gut“, sagt der Bauer, auf den Tisch zeigend „nur mit der Unterkunft . . . aber auch da wird sich Rat finden.“

Die junge Bäuerin, die den stattlichen Fremden schon eine Zeit von der Seite gemustert hat und sich im stillen freut, daß endlich mal einer kommt, und etwas Abwechslung in ihre Einsamkeit bringt, legt Teller, Messer und Gabeln auf den Tisch und fordert freundlich zum Zugreifen auf.

Nur einen dampfenden Klotz und nicht zuviel Fleisch legt sich der höfliche Fremde auf den Teller; um so größeren Appetit hat anscheinend der Bauer, der sich einen förmlichen Berg auf seinen Teller häuft. „Herrliche Klöße“, denkt der Gast, der den mit Speck und gerösteter Semmel gemäßigten butterweichem Klotz zerteilt, sich den verführerischen Duft appetitanregend in die Nase steigen läßt und sich schon ausgerechnet hat, daß er mit seinem Bärenhunger bestimmt zehn von diesen Dingern bewältigen kann.

Die Bäuerin denkt weniger an Essen; dies und das will sie wissen, was es für Neuigkeiten in der Stadt gibt und schon muß der Fremde, um nicht unhöflich zu erscheinen, immer Neues erzählen, um die vielen Fragen der netten Hausherrin, die er aber trotz der liebevollen Blicke ins Pfefferland wünscht, zu beantworten. Viel mehr imponiert ihm der gesunde Appetit des Bauern, zu dem er verstoßen hinüberschleicht und der sich seinen Teller bereits zum zweiten Male gefüllt hat, während er erzählend immer noch am ersten Klotz stochert. . . Bald mischt sich auch der gesättigte Bauer in die Unterhaltung der beiden, die Zeit vergeht, bis die Bäuerin endlich aufsteht und die noch halbwolle Schüssel mit Klößen, denen der Fremde einen letzten wehmütigen Blick nachsendet, in die Ofenröhre stellt. . .

„Sie müssen sich schon begnügen, mit uns im selben Zimmer zu schlafen“, meint der Bauer, der mit dem Gast ins Nebenzimmer tritt, wo die Bäuerin auf einem Kissensofa gerade eine dritte Schlafgelegenheit bereitet und dann „Gute Nacht“ wünschend das Licht auslöscht. . .

Aber schon nach einer Stunde steht der Bauer wieder auf, um sich leise anzuziehen und nach dem Vieh zu sehen; denn ein Gewitter rückt näher, das bald über dem Gehöft stehen wird.

Schon erhellen grelle Blitze das Schlafzimmer. Leise hustend richtet sich in ihrem Bett die junge Bäuerin auf, die, an den Fremden denkend, noch nicht geschlafen hat. Aber auch dieser ist wach geblieben und räuspert sich ebenfalls leise.

Sie können sicher nicht schlafen auf dem unbequemen Sofa“, flüstert sie hinüber.

„Oh, das Sofa stört mich nicht, aber . . . trotzdem kann ich keinen Schlaf finden“, tönt es zurück.

Beim Licht eines Blickes sieht der Fremde das Erröten in ihrem Gesicht und hört die Worte: „Wenn Sie doch nicht schlafen können, mein Mann ist ja jetzt beim Vieh in den Ställen, das kann noch lange dauern, denn er bleibt dort, bis sich das Gewitter verzogen hat.“

Als dies der Mann hört, steht er leise auf, öffnet behutsam die Tür, späht erst vorsichtig in die dunkle Küche, acht dann zur Ofenröhre und vertilgt die ganzen Klöße.

Neue Bücher

* **Albert Sergel: „Glodentraum“.** Neue Gedichte. (Verlag Borgmeyer, Hildesheim.) Sergel ist echter Lyriker. Überall in seinen Gedichten wird das Stimmungsmäßige, das Rhythmische und Klangliche in echter Linie entscheidend. Man empfindet nicht selten einen ausgesprochen liebhaften Charakter, und es bedeutet keinen Zufall, das Sergels Schaffen in ausgedehntem Maße zur Vertonung Anlaß gegeben hat. Von Gloden klingt es in seinem neuen Buche, Gloden werden Symbole wechselnder Schicksalsstunden; sie läuten den Morgen ein, verkünden Glück, schwingen durch Mittag und Abend, tönen mahnend und ahnungsschwer, geben heimliches Espüren noch von ewigem Weltgeheimnis der Sternennacht. Sergel bringt gerade in der Einfachheit seiner Verse lebensdicke Gefühlsbeutung, sein Wesen kennzeichnet sich als ein versonnenes, hellhöriges Lauschen. Zu vermischen bleibt freilich jene strenge persönliche Note der Gestaltung, die auch in Form und Sprache den Eindruck unbedingter künstlerischer Notwendigkeit schaffen müßte.

* **Alfred Rubin: „Dämonen und Nachtgesichte“.** Mit einer Selbstdarstellung des Künstlers und 130 Bildern. (Karl Reißner, Verlag, Dresden.) Dies Werk zeigt, wie der Künstler selbst bekennt, zum erstenmal in umfassender Weise die Vielseitigkeit seines Schöpferturns. Der Künstler war bemüht, hier seine reifsten Arbeiten aus allen Schaffensperioden zu sammeln, Arbeiten, die vielfach bisher noch nicht zur Veröffentlichung gelangt und in Privatbesitz verstreut waren. Mit Recht sagt er, daß man ihn erst durch dieses Werk völlig kennen lernen könnte. Wenn man irgend einen Künstler unserer Tage visionär und dämonisch zu nennen vermag, so ist es Rubin. Seine Visionen des Unheimlichen, Berrufenen, Gespenstischen sind nichts anderes als letzte Sinnbilder für Unennbares und Elementares, als Ausdruck von Lebensmächten, in die wir alle verschlungen sind, und seine Kunst ist die Form einer gotischen Ergriffenheit vor dem Unendlichen, Zeitlosen, Durchdringbaren, was hinter allen Erscheinungen liegt und uns doch bis ins Innerste aufwühlt, befüßt und erhöht. Alles ist hier Leben und Bewegung, das Feste erwacht aus der Erstarrung des Alltags, eine Welt voll Rätsel des Diesseits und Jenseits, voll Träume, Phantasien und hellseherischer Mystik, ein Näherkommen zu den letzten Dingen.

* **Lia Ehrenburg: „Die Liebe der Jeanne Ren“.** Roman. (Rhein-Verlag, Basel.) Lia Ehrenburg, der schon in der unvollständigen Skizzenammlung „Dreizehn Pfaffen“ sein Europäertum manifestierte, ist als Russe Kosmopolit, der Moskau ebenso gut kennt, wie Berlin, Paris, London oder Konstantinopel, besonders aber die Viertel, die im Führer nicht besonders vermerkt sind, die aber die Bekanntheit von Menschen und Dingen am lebenswahrsten vermitteln. Sein Roman „Die Liebe der Jeanne Ren“ ist die Geschichte eines jungen russischen Kommunisten und einer kleinen Französin, die im Trübel des Nachkriegsrußland als Tochter eines erschossenen Geschäftsträgers einsam zurückbleibt und, nach Paris zurückgekehrt, mit dem Kommunisten, der sie nach langer Irrfahrt durch ganz Europa findet, zusammenstößt und von diesem veranlaßt wird, wieder nach Rußland zu gehen. In Berlin erfährt sie, daß ihr Geliebter in Paris, wo er seine Ideen mit finanzieller Hilfe eines großen Menschheitsfreundes (Anatole France ist hier wohl gemeint) propagieren will, unter falschem Vorwand verhaftet ist. Ein Schurke, der ihr von Rußland aus schon nachstellte, mißbraucht sie, unter dem Vorwand, ihr behilflich sein zu wollen. Als sie dann verspätet in Paris eintrifft, ist der Freund bereits verurteilt und gerichtet. Was an dem Roman neuen dem abenteuerreichen Fluß des Geschehens besonders fesselt, ist die rührend zarte Schilderung einer reinen über menschlichen Einrichtungen und Gesetzen stehende Liebe. Kein Wunder, daß sich der Film des Themas bereits bemächtigte und man darf gespannt sein, wie er die episodischen und handlungsreiche Geschichte abwandelt.

* **Clara Schelver: „Halbjüngferchen“.** Roman. (Eben-Verlag, Berlin W. 62.) In dem Roman „Halbjüngferchen“ greift die Verfasserin kühn und led in das heutige Leben der Halbheiten, dem auch das Halbjüngferchen der Jetztzeit sein Entstehen verdankt. Sie schildert mit pikanter Ironie, wie leicht auch heute noch die klugen Männer von zwei noch klügeren Frauen zu gewinnen sind. Ein süßes leichtfertiges Ding, voller Wit und Fröhlichkeit, das jung, sonnig und sinnlos schön ist — die schöne Lo — und ihre struppellose Mutter beschreiten die krummen Wege,

die heute zu des Lebens trügerischen Höhen führen. Sie düpiert alle Männer, die ihnen in den Weg kommen, und sie erreichen alles — alles, was so dumme, kleine Mädel und deren struppellose Mütter sich vom Leben erträumen, — aber das Ende — der leichte Sinn — das leichte Blut — triumphieren wieder. Halbjüngferchen sind eben nicht für die Höhen des Lebens geschaffen. Es zieht sie wieder hinab in die Tiefen des Lebens.

* **Jaroslav Hasek: „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges“** (4. Band). — „Von Scheidungen und anderen tröstlichen Dingen“. (Verlag Adolf Somet, Prag.) Der brave Soldat Schwejk bemüht sich auch im 4. Band seiner Erlebnisse noch vergeblich, an die Front zu kommen, denn die Zustände bei der R. und K. Heeresverwaltung, an deren humorvoll-satirischen Schilderung seinem Schöpfer am meisten liegt, halten ihn immer wieder auf. Darüber stirbt Hasek schließlich (am 3. Januar 1923 im Alter von 40 Jahren). Das unvollendete Manuskript wurde von Karl Banel fortgesetzt und abgeschlossen, und nun gelangt der Held sehr bald in russische Gefangenschaft, die ein 5. Band eingehender würdigen soll. — „Von Scheidungen und anderen tröstlichen Dingen“ ist ein echter Hasek. Fußball, Geld, Scheidungen, Schule und andere Anfechtungen — der ganze Unsinn des Alltags — kommen in überwältigend komischen Skizzen zur Sprache.

* **Emil Ludwig: „Am Mittelmeer“.** (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin W. 35.) Die Neuauflage dieses Buches ist inbezug auf Ausstattung und Format den biographischen Werken Emil Ludwigs angepaßt, der Inhalt um einige neue Kapitel und viele neue Abbildungen vermehrt worden. Es gibt die mannigfaltigen Eindrücke einer Mittelmeerreise in amüsanter und lehrreicher Weise anschaulich und lebendig wieder. Ein Buch, in dem die Sehnsucht klingt und farbenrauschende Träume erlebnisreiche Wirklichkeit werden.

* **J. G. Andersson: „Der Drache und die fremden Teufel“.** (B. A. Brodhaus, Leipzig.) Schon ein Blick auf die interessanten Photographien und Zeichnungen, die fast auf jeder Seite des Werkes zu finden sind, beweist, daß hier ein Kenner von Land und Leuten in China spricht, und dieser Eindruck verstärkt sich von Kapitel zu Kapitel des flüssig geschriebenen Textes. Andersson bekundet offen, daß er ein Freund der Chinesen ist, daß er in den langen Jahren, wo er als Berater der chinesischen Regierung in Bergwerksfragen fast sämtliche Provinzen bereiste, vor diesem uralten Kulturvolk und seinem reichen Land die größte Hochachtung bekommen hat. Die manchem Deutschen noch gleichgültige Frage „Was geht in China vor?“ gewinnt plötzlich Bedeutung, denn Andersson gibt darauf eine für westlichen Kulturdünkel und westliche Wirtschaftspolitik sehr bedrohlich eindeutige Antwort: „Der Drache“ erhebt sich gegen die „fremden Teufel“. Revolution und Bürgerkrieg, die seit fast zwanzig Jahren China erschüttern, haben ein großes Ziel: Die Einigung Chinas zu einem modernen, starken, nationalen Staat unter Beseitigung der bisherigen Bevormundung.

* **Alexander von Gleichen-Rußwurm: „Die Lust der Welt“.** Schöne Frauen, Liebe, Macht und Schicksal. (Drei-Masten-Verlag, München.) In dieser Weltgeschichte der liebesmächtigen Frau wird geschildert, wie Meisterinnen der Liebestkunst Männer und Staaten zu lenken verstanden, erzählt von ihrem Liebespiel und ihren Intrigen, ihrem Glanz und ihrem Glend. Königinnen und Betären vom Altertum bis herab zu unserem Jahrhundert reichen sich die Hand, reihen sich zu einer Galerie schöner und kluger Frauenköpfe, deren Betrachtung fesselt und anzieht.

* **Joseph Bergesheimer: „Tampico“.** Aus dem Amerikanischen übertragen von Paul Baudisch. Mit einer Einleitung von H. G. Scheffauer. Romane der Welt, Herausgeber Thomas Mann und H. G. Scheffauer. (Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Im grellen Licht von Mexikos tropischer Welt, in einer Atmosphäre flackernder Hitze und giftigen Fiebers vollzieht sich mit unheimlicher Logik und Klarheit die weiße Resignation eines kühn aufgebauten und erfolgreich emporgesführten Lebens. Spannend und kultiviert geschrieben, erregend und von feinsten psychologischen Darstellungskunst.

* **„Güldenketlein“.** 50 neue Kinderlieder von Albert Sergel. (Verlag von Franz Borgmeyer, Hildesheim.) Liebtlich und drollig, frohig und übermütig, dann wieder besinnlich und traut, fliehen die Verse dahin und werden sich einhymeln in Millionen von Kinderherzen. Köstliche Federzeichnungen hat der Wiener Meister Ernst Rüber dazu erfunden.